

Über das amerikanische Schulwesen

Autor(en): **Schmid, Emil**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Schule**

Band (Jahr): **37 (1950)**

Heft 12

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-530996>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

SCHWEIZER SCHULE

HALBMONATSSCHRIFT FÜR ERZIEHUNG UND UNTERRICHT

OLTEN, 15. OKTOBER 1950

NR. 12

37. JAHRGANG

ÜBER DAS AMERIKANISCHE SCHULWESEN

Von Emil Schmid

Die folgenden Beobachtungen und Erfahrungen eines Basler Kollegen aus unsern Reihen über eine dreimonatige Studienreise durch Amerika bilden, außer im ersten Kapitel, das in der »Schweizerischen Erziehungsrundschau« erschienen, eine noch unveröffentlichte Arbeit, auf die wir unsere Leserschaft besonders aufmerksam machen möchten. Die Studienreise, die vom 5. Juli bis 14. Oktober 1948 durchgeführt wurde, begann in New York und führte dann nach Washington, Pittsburgh, Milwaukee, Seattle, San Francisco, Los Angeles, Salt Lake City und zurück nach New York.

Die Schriftleitung.

1. Einige Ausschnitte aus dem amerikanischen Schulleben.

Ein paar Ausschnitte aus dem amerikanischen Schulleben sollen den plastischen Hintergrund für die theoretischen Ausführungen bilden.

Ein Besuch beim Erziehungsdepartement von New York City.

Ich benütze die Untergrundbahn und fahre nach Brooklyn, auf das linke Ufer des Eastrivers. Im Parterre des zwölfstöckigen Hochhauses erhalte ich die Auskunft, daß sich der Chef leider in den Ferien befinde. Ich werde nun per Lift in den achten Stock in das Büro für *Lehrplanforschung* geführt. Dort werde ich von einer netten Dame empfangen. Sie erklärt mir zunächst ihre Aufgabe; der Amerikaner redet immer zuerst von sich. Diese Dame mit Dokortitel befaßt sich schon seit drei Jahren, umgeben von einem zahlreichen Mitarbeiterstab, mit dem Problem, für die Primarschulen die besten Rechenmethoden zu finden. Die Resultate sind in einer schriftlichen Wegleitung für die Lehrer niedergelegt und er-

scheinen demnächst im Druck. Ihr nächstes Ziel sind die Lesemethoden.

Die Dame zeigt mir den Organisationsplan der New Yorker Schulen, eine wahre *Ordre de Bataille*. Die Acht-Millionen-Stadt New York umfaßt rund eine Million Schüler und 20 000 Lehrer. Die Stadt verwendet jährlich für ihr Schulwesen 150 Millionen Dollars. Mit guten Informationen und reicher Literatur versehen, verlasse ich etwas verwirrt das Riesengebäude.

Ein Besuch der Wittier School in Seattle.

Seattle ist eine Fischer- und Industriestadt mit zirka 500 000 Einwohnern, an der pazifischen Küste, zirka 150 km von der kanadischen Grenze entfernt gelegen.

Gegen neun Uhr morgens marschiere ich gegen das Schulhaus, das in einem Mittelsquartier mit lauter weißen Einfamilienhäusern liegt. Die Straßen um das Schulhaus herum sind mit weißen Fußgängerstreifen markiert. Auf dem Trottoir steht ein zirka elfjähriger Knabe mit einer roten Fahne ausgerüstet. Er trägt das Abzeichen der »Junior Police Patrol«, einen breiten weißen Stoffgurt quer über die Brust. Die »Junior Police Patrol« besteht aus Schülern, die für die Verkehrsregelung vor dem Schulhaus verantwortlich sind. Der junge Polizist weist seine Kameraden an, auf dem Trottoir zu warten. Sobald eine Lücke im Verkehr eintritt, streckt der Junge seine rote Flagge heraus, stoppt den Verkehr und läßt die Schüler die Straße passieren. Jetzt muß jedes Auto anhalten. Ich

stehe mit dem Photoapparat bereit, um diesen historischen Moment im Bilde festzuhalten. Jetzt kommt eins; aber sofort stoppt der junge Polizist den *Fußgängerstrom* und läßt das Auto passieren. Enttäuscht wende ich mich mit der Bitte an den Jungen, er möge doch einmal ein Auto anhalten, ich wolle dies photographieren. »No, no«, antwortete er entrüstet, »ich habe meine Instruktionen; ich darf Autos nur im Notfall anhalten!« Und dabei bleibt's.

Ein gutes Beispiel von Erziehung zur Selbständigkeit! Die Autorität des Buben geht soweit, daß er einen unbotmäßigen Automobilisten anzeigen darf. Dieser wird bestraft, wie wenn er von einem Polizisten verzeigt worden wäre.

Ich bitte die Schulhausvorsteher, solche Versuche vorderhand noch zu unterlassen. Wir müßten zuerst mit der Erziehung der Automobilisten beginnen!

Ich trete in das Schulhaus ein, ein typisches amerikanisches Schulgebäude, aus unverputzten, gebrannten Backsteinen erbaut. Über dem Eingangstor weht die Union Jack. Ich gehe zum Büro des Schulhausvorstehers, des Principals, wie er in Amerika heißt. Dort werde ich im Vorraum von einem Bürofräulein empfangen und sofort ins office des Chefs geführt.

Ja, in Amerika ist ein Schulhausvorsteher wirklich ein Chef. Er erteilt keinen Unterricht, außer in kleinen Landschulen, und besitzt ein geräumiges office und diverses Büropersonal. Seine Hauptaufgabe besteht darin, den Lehrern im Unterricht behilflich zu sein, den Schulbetrieb zu überwachen und den ungeheuern Papierkrieg zu bewältigen, von dem wir in der Schweiz nur einen schwachen Abglanz verspüren. Das Ziel jedes amerikanischen Lehrers ist es, Principal zu werden; denn ihre Besoldung ist zirka 50 % höher als die der gewöhnlichen Lehrer.

Ich stelle mich vor und will meine diversen Beglaubigungsschreiben vorlegen. Davon will aber Mr. X. nichts wissen; das

Stichwort Switzerland genügt ihm. Und sofort führt er mich zu den verschiedenen Klassenzimmern, die ich besuchen darf.

Ich trete in die dritte Klasse der Miss Sullivan. Die dreißig Kinder, Knaben und Mädchen, sitzen in Einerbänken zu vier Reihen; die Halbkreisbestuhlung hat noch keinen Eingang gefunden! Es werden im allgemeinen Einerbänke mit fester Verbindung von Tisch und Bank verwendet. Auf besondern Tischen stehen Aquarien und Terrarien mit Tieren, die die Kinder selbst gefangen haben. In einer Ecke befindet sich die Klassenbibliothek.

Im Schulzimmer herrscht der geschäftige, etwas nervös-lärmige Betrieb, den man in Amerika fast nur in Schulzimmern hört; im amerikanischen Geschäftsleben arbeitet man nämlich, im Gegensatz zu Europa, eher ruhig bis faul. Die guten Leser sitzen hinten in der Klasse auf Bänken um die Lehrerin und sind in die Lektüre vertieft. Dem stillen Lesen wird große Bedeutung beigemessen. Die Einführung ins Lesen erfolgt fast durchgehend nach der analytischen Methode, die sich für die englische Sprache sehr gut eignet. Die Klasse ist im Leseunterricht in drei Leistungsgruppen eingeteilt: gut, mittel, schlecht. Für jede Gruppe sind spezielle Lesebücher vorhanden, die der Klassenlehrer selbst auswählen und bestellen kann. Es besteht eine reiche Fülle an solcher Klassenlektüre, zentral gelagert oder auf die Schulhäuser verteilt.

Die beiden schwächern Gruppen sollten unterdessen einen Text abschreiben. Es herrscht aber reger Betrieb, und die Arbeit ist ziemlich mangelhaft. Kinder, die ihre Arbeit beendet haben, bewegen sich frei im Klassenzimmer umher. Ein paar beobachten ihre Tiere im Terrarium, andere lesen in der Leseecke. Überall ein nervöser Betrieb, der kaum für ruhebedürftige und ängstliche Kinder geeignet sein dürfte.

Nachher diktiert die Lehrerin Wörter, die im »Speller«, einem guten, amerikanischen Sprachbuch, geübt worden sind. Die

Kinder schreiben unordentlich auf Blätter, auf Papier, das man bei uns als Makulatur bezeichnet. Ein *Heft* habe ich in keiner Schule angetroffen. Einige Schüler schreiben, andere wieder nicht; sie werden aber nicht zur Ordnung gemahnt. Das Diktat wird nachher durch die Schüler selbst korrigiert.

In der nächsten Stunde ist »Banking«. Jeder Schüler besitzt eine Sparkarte, auf die die Lehrerin die wöchentlichen Ersparnisse der Schüler einträgt (25 Cent bis 1 Dollar). Diese Einrichtung ist in Amerika unbedingt notwendig; denn der Amerikaner läßt die Dollars gerne rollen. Und so ist es sicher Pflicht der Schule, die Schüler auf diesem Wege zum Sparen anzuhalten.

In einer andern dritten Klasse wohne ich einer Singstunde bei. Trotz, oder vielleicht eben wegen der guten Disziplin, herrscht ein fröhlicher Ton. Die Kinder werden in ein neues Lied eingeführt. Die Lehrerin, eine Singspezialistin, singt vor, die Kinder klopfen leise den Rhythmus mit, zwei Kinder marschieren dazu. Darauf sprechen sie den Text im Chor und machen gleich den ersten Singversuch. Der Notenplan wird hier erst am Ende der dritten Klasse eingeführt.

Um zwölf Uhr marschieren die Kinder zum Lunch. Die meisten haben ihn in einer Büchse mitgebracht und kaufen nur noch eine Flasche Milch. Einige Kinder, vor allem aber die Lehrer, gehen zum Buffet und lesen sich dort ein kleines Mittagessen aus. Unbemittelte Kinder erhalten es gratis. Es sitzen etwa 300 Kinder im Eßsaal des Schulhauses. Der Principal meint, ich möge entschuldigen, daß die Kinder einen derartigen Lärm verführten. Ich bin aber eher erstaunt, wie ruhig und diszipliniert sich der ganze Betrieb abwickelt.

Ich könnte mir kaum vorstellen, daß die Primarschüler eines Basler Schulhauses in einem Raum vereinigt derart ruhig essen würden.

Es ist überhaupt erstaunlich, wie diszipliniert sich Erwachsene und Kinder in Massen bewegen können. Ein »Händeln« und »Zickeln« während der Pause kann man dort ganz selten beobachten. Oder aber es entspinnt sich ein regelrechter Faustkampf, bei dem es nicht gerade sanft zugeht.

Am Nachmittag führte mich der Principal in seinem Auto zu einem neuen Schulhaus. Die Klassenzimmer sind mit großen Fenstern versehen. In den Wänden befinden sich eiserne Wandkästen mit Sicherheitschloß, wo jedes Kind seine Kleider versorgen kann. Die Decken sind mit einem schalldämpfenden Belag versehen.

Eine sechste Klasse turnt gerade in der Halle. Die Kinder turnen in gewöhnlichen Straßenschuhen oder barfuß. Ein Turndreß wird erst in der Highschool verlangt. Geräte sind keine vorhanden, nicht einmal Kletterstangen. Der Turnlehrer erklärt mir, der Turnunterricht auf der Unterstufe beschränke sich auf Spiele und Freiübungen.

Um drei Uhr, nach Schulschluß, treffen sich die Lehrer gerade zu einer Hauskonferenz. Es sind anwesend: der Principal, sein Sekretär, etwa 30 Lehrerinnen und ein Lehrer, der Turnlehrer. Die Lehrer werden über die ersten Symptome von Kinderkrankheiten instruiert. Der Sekretär führt darüber einen Stehfilm, verbunden mit einer Sprechplatte, vor. Bilder und Sprechplatte wurden in einem Spital hergestellt. Anschließend wird ein Aide Mémoire über Hygieneunterricht und Gesundheitskontrollen verteilt.

Ein weiteres Bild vom Schulwesen der Vereinigten Staaten.

Am dritten Tag nach meiner Ankunft in New York kann ich in Erfahrung bringen, daß an der *Columbia University*, einer der berühmtesten amerikanischen Universitäten, ein *internationaler Lehrerkurs* stattfindet. Mit einer Empfehlung in der Tasche begeben sich mich — nicht gerade zu Eisen-

hower, dem Rektor der Universität —, sondern zu Dr. Linton, dem Chef für die ausländischen Studenten.

Seine erste Frage lautet: »Have you money?« Meine Antwort ist ebenso kurz und bündig: »No, Sir!« Darauf weist mich Dr. Linton kostenlos, auf dem Armenweg, einer Klasse zu. Ich habe erst später den Sinn seiner Frage richtig verstanden. Die meisten ausländischen Studenten besuchen nämlich diese Kurse mit staatlichen Subventionen.

Ich werde gleich einer Schweizer Schriftstellerin, die in Amerika als Lehrerin wirken will, vorgestellt, ferner Lehrern und Lehrerinnen aus Kanada, Südafrika, Porto Rico, Schweden, Indien usw. Auch ein Neger wird mir vorgestellt. Er ist Medizinstudent und interessiert sich für erzieherische Fragen. Die Verkehrssprache ist Englisch in Abwandlungen.

Nebenan befinden sich auch Klassen mit amerikanischen Lehrern. Ca. 10 Prozent aller amerikanischen Lehrer besuchen während der 2½monatigen Sommerferien solche Kurse, die ihnen gewöhnlich höhere Besoldung einbringen.

2. Von den neuen amerikanischen Erziehungs- und Unterrichtsmethoden.

In einem solchen Kurs wurde ich in die Grundsätze der neuen Erziehung (The New Education or Progressive Education) eingeführt. Was bringt nun das neue amerikanische Erziehungsprogramm?

Für uns sind diese Ideen nicht gerade neu. Sie decken sich weitgehend mit unserer Arbeitsschule und Grundsätzen, die sich um das freie Schülergespräch gruppieren.

Die Formulierungen — es sind die Ideen des »Teachers College« der Columbia University — sind zwar wie fast bei allen pädagogischen Forderungen etwas unklar. Sie bestehen meistens in Schlagwörtern, die dann von jedem Lehrer wieder etwas anders ausgelegt werden, ja sogar falsch auf-

gefaßt werden. Ich zitiere am besten die Notizen von Dr. Linton (American Culture and Education). Sie sind vom Lehrerseminar der Columbia University gedruckt herausgegeben worden.

»Fächer sollen aus dem Lehrplan verschwinden; der Unterricht ist viel zu stark nach dem Stoff ausgerichtet. An Stelle des gefächerten Lehrplans sehen wir die Kinder spielen, singen, reden, schreiben, lesen, rechnen, arbeiten, lernen, denken, essen, schlafen, lieben usw. Das sind alles Dinge, die Erwachsene auch tun. Die Schule hat nun die Aufgabe, sie wertvoll und fruchtbar zu gestalten. Sie muß Persönlichkeiten entwickeln, die ihr Leben nutzbringend gestalten, heute und morgen.«

»In der Praxis bestehen viele Hindernisse: Tradition, Erfahrung, Ängstlichkeit, Angst vor der öffentlichen Meinung. Im besten Fall bilden diese »activities« einen kleinen Teil des Pensums. Im schlimmsten Fall sind es nur Namen für die alten autoritären Versuche, den Stoff in den Kopf und den Körper der Kinder einzutrichtern. Der Lehrer entscheidet dann leider, was die Kinder wissen und tun sollen.«

Leider habe ich keine Lehrziele finden können, die diesen Forderungen voll und ganz gerecht werden. Es ist auch kein Staat erwähnt worden, wo diese Grundsätze voll und ganz verwirklicht werden.

Folgendes ist ein Auszug aus dem Lehrplan der New Yorker Schulen, der den neuen Zielsetzungen angepaßt ist. Es ist zwar bloß ein Entwurf; der neue Lehrplan befindet sich im Druck.

Der *New Yorker Lehrplan* umfaßt acht Kreise:

1. *Mitarbeit des Schülers*: Planung von Tages-, Wochen- und Monatsprogrammen unter Leitung des Lehrers. Der Lehrer darf bei dieser Arbeit nicht dominieren; sein Beitrag ist aber wesentlich.

2. *Gesundheit*: Nahrung, Arbeit, Ruhe, Erholung, Kontrollen durch den Schularzt.
3. *Kunst*: Malen, Zeichnen, Formen.
4. *Musik*.
5. *Sprache*: Lesen, Schreiben, Sprechen.
6. *Soziale Studien*: Unser Heim, unser Nachbar; Geographie, Geschichte, Bürgerkunde.
7. *Naturwissenschaften*.
8. *Rechnen*.

Es folgen einige *Bemerkungen*:

»*Rechnen* braucht mehr als Drill, um Tatsachen und Vorgänge zu fixieren. Es braucht vor allem praktische Beispiele. Der Automatismus wird erst nach Jahren erreicht. Bis zum 3./4. Schuljahr ist mehr Wert auf Praxis als auf Drill zu legen.« (Gemeint ist wahrscheinlich das Erfassen der Zahlbegriffe und der Umgang mit Maßen usw.)

»*Der schriftliche Ausdruck* soll erst gepflegt werden, wenn das Kind in der Lage ist, etwas schriftlich mitzuteilen und die nötige Muskelkraft besitzt.«

»Der erste Eindruck durch einen neuen Begriff sollte so stark sein, daß der Drill überhaupt überflüssig wird. Dies ist aber ein Idealfall. Wenn aber schon Drill nötig ist, dann nur kurz und in abwechslungsreicher Form. Der Drill darf nie Unlustgefühle wecken.«

Ein erfolgreicher Unterricht wird durch die Beachtung folgender Punkte erreicht:

1. Das Lernen soll zielbewußt sein.
2. Das Lernen soll auf das Leben bezogen sein.
3. Das Lernen soll jedem einzelnen Kind angepaßt sein.
4. Das Lernen soll langsam gesteigert werden.
5. Der Drill soll sinnvoll und wertvoll gestaltet werden.
6. Es soll die Bereitschaft zum Selbststudium geweckt werden.
7. Bewegliche Tagesprogramme.

8. Es soll eine Kartothek über Leistungen und Fähigkeit jedes Kindes angelegt werden.

Das findet sich alles im New Yorker Lehrplan, einem Lehrbuch von 200 Seiten!

Auf *methodischem Gebiet* besteht das Schlagwort »Learning by doing«. Der Schüler soll alles aus eigener Erfahrung kennen lernen, durch Sehen, Fühlen, Hören und Tasten. Die Klassenzimmer sind überladen mit Anschauungsmaterial. Spricht man von einer Katze, so muß das niedliche Tierlein in die Schule geschleppt werden. Für Exkursionen stehen täglich die Schoolbusses zur Verfügung. Der Handarbeitsunterricht soll mit dem allgemeinen Thema, dem Wochenthema, in Verbindung stehen. Wir sehen ähnliche Bestrebungen in unserm Anschauungs- und Gesamtunterricht.

3. Einige Betrachtungen zum amerikanischen Erziehungswesen.

Es scheint mir, daß die Amerikaner bei ihren neuen Erziehungsgrundsätzen von falschen Voraussetzungen ausgehen: Dem Kind werden Dinge zugetraut, die es noch gar nicht bewältigen kann. So soll das Kind z. B. entscheiden, was jetzt in der Schule geübt und gelernt werden soll. Es ist m. E. doch rein unmöglich, daß ein Kind darüber Auskunft geben kann; denn es verfügt kaum über die nötige Übersicht, um dies entscheiden zu können. Es besitzt noch gar nicht die Willenskraft, ein erkanntes Ziel durchzusetzen und durchzukämpfen, wenn Schwierigkeiten auftauchen.

Man nennt dann dieses Prinzip *Selbsttätigkeit* oder Weckung der schöpferischen Kräfte des Kindes. Schöpfen kann man aber wohl nur aus einem vollen Gefäß. Es widerspricht dieses Prinzip auch jeder psychologischen Erfahrung. Herr Prof. Meng führte einmal in einer Vorlesung folgendes Beispiel an:

»Ein Forscher entdeckte auf einer Südseeinsel einen völlig verwaehrlosten Knaben. Die Eltern hatten ihn kurz nach der

Geburt in eine Ecke ihrer Hütte geworfen, und, um zu verhindern, daß er davonlief, bedeckten sie ihn mit einem Fischernetz. Der Knabe war 14 Jahre alt und konnte weder gehen noch sprechen. Erst durch mühsames Anlernen konnte ihm dies beigebracht werden.«

Ja, wenn das Kind so schöpferisch veranlagt wäre, wie das die Amerikaner behaupten, so hätte ja der Knabe alles von sich aus lernen können. Er hörte ja seine Eltern sprechen und sah, daß sie aufrecht gingen.

Oder man lege einem Kind eine kitschige, farbige Postkarte vor und daneben eine Photographie; es wird sich bestimmt die Kitschkarte wählen.

Ich bin der Meinung, das Prinzip der Selbsttätigkeit, in diesem radikalen Sinne, könne erst angewandt werden, wenn das Kind über die nötige Reife und über das nötige Rüstzeug verfügt, also vielleicht etwa im Alter von 15 Jahren.

Wird den Kindern eine allzugroße Freiheit und Selbständigkeit gewährt, so leidet die *Willensbildung* darunter. Diese scheint mir aber für wichtiger als alle moralische Belehrung. Auf diesem Gebiet scheinen die Amerikaner noch völlig von den Ideen der Aufklärung befangen zu sein: Der Mensch ist gut, man muß ihn nur gewähren lassen. Lücken werden durch Belehrung ausgefüllt. (Manchmal ist die Belehrung doch noch nötig!)

Ein kleines Beispiel: Während meines Aufenthaltes in den USA waren die Zeitungen gefüllt mit Berichten über die Tätigkeit der »Red Spies«, der roten Spione. So wurde eine junge Dame verhaftet wegen Spionage. Vor Gericht sagte sie aus, es sei ihr nicht bewußt, etwas Unrechtes begangen zu haben; sie habe in der Schule nie etwas über die Idee der Demokratie gehört. Der Journalist fügte dann bei, es müßten offenbar im Schulprogramm große Lücken vorhanden sein, und in diesem Fall trage die Schule eine große Verantwortung.

Ja, sie trägt eine Verantwortung; aber nicht in dem Sinne, daß der jungen Dame in der Schule nichts über die demokratischen Einrichtungen der USA geboten worden ist, sondern die Schule hat es wohl eher unterlassen, den Willen des Kindes so zu schulen, daß es den Lockungen des Agenten hätte widerstehen können. Ich glaube, daß sogar ein Analphabet entscheiden kann, ob Landesverrat erlaubt sei.

Den amerikanischen Kindern wird auch nach unserem Begriffe überraschend viel geboten. Jedes Kind einer Familie des Mittelstandes verfügt über ein eigenes Spielzimmer mit raffinierten Spielapparaten. Schullager und Pfadfinderlager sind mit letztem Komfort ausgestattet. Berichtet man den Leuten etwas von Erziehung zur Einfachheit, so schütteln sie meistens verständnislos die Köpfe. Jeder Wunsch ihres »honey« muß erfüllt werden: Das Kind diktiert, die Eltern gehorchen.

Daraus erwächst der Begriff »*Seine Majestät Kind*«! Das Kind und nur das Kind steht im Zentrum und vielfach auch noch das Kind als Einzelwesen. So soll z. B. der Lehrer erst mit dem Schreib- oder Leseunterricht beginnen, wenn das einzelne Kind dazu fähig ist. Dies wird meist durch Teste entschieden.

Körperstrafe ist auch den Eltern verboten. Ein Vater verprügelte zu Hause seinen Jungen. Ein Nachbar hörte das Geschrei und alarmierte die Polizei. Ein Polizist erschien und untersuchte den Jungen; dieser hatte blaue Striemen. Der Vater wurde bestraft.

Wie wirkt sich nun das Arbeitsprinzip, das Prinzip der Selbsttätigkeit, oder wie die Amerikaner sagen, das »*Learning by doing*« in der praktischen Schularbeit aus?

Die Schulstuben, wie der schöne Ausdruck heißt, gleichen eher Fabriksälen, in denen ständig organisiert wird, in denen ständig Unruhe herrscht. Vor lauter Exkursionen, Basteleien und Berichten über Be-

obachtungen kommt man gar nicht mehr zu einer ruhigen, gediegenen Arbeit.

In Milwaukee wird das Prinzip des »Learning by doing« wie folgt umschrieben: »Man lernt lesen durch Lesen, man lernt schreiben durch Schreiben, man lernt rechnen durch Rechnen«, d. h. Übung und Anwendung anstelle von Theorie. Aber eben — so steht es in den Lehrzielen; in der Praxis hat man kaum noch Zeit zum Üben.

Die Beschäftigung mit hundert Dingen jagt die Kinder von einem Gebiet ins andere. Ein Lehrer an der Universität von Salt Lake City sagte mir, sein Bub sei nun 14 Jahre alt. Er wisse über alles Auskunft; er wisse aber nichts recht. Eine Lehrerin an der Lincoln High School in Milwaukee berichtete mir, es sei furchtbar mühsam zu unterrichten, sie hätte einfach keinen Unterbau, auf dem sie weiterbauen könnte. Es hänge alles in der Luft.

Lehrer und Schüler schreiben unsorgfältig. Die Arbeiten werden auf unlinierte Papierfetzen geschmiert. Ich habe in keiner Volksschule ein Heft entdecken können. Auf eine sorgfältige, deutliche Aussprache wird kein Wert gelegt; wenn ein Bericht nur möglichst lustig und originell ist, so ist das Ziel erreicht.

Es ist schwer verständlich, wie amerikanische Pädagogen mit einem solchen System die Oberflächlichkeit, die dem Amerikaner im Blute liegt, noch weiter fördern können. Der Amerikaner ist nämlich im allgemeinen nicht der unermüdliche Geschäftsmann, wie man ihn sich in Europa vorstellt, sondern er ist eher träge und bequem; er lebt nach dem Grundsatz: »Take it easy« oder nach dem Motto der Gewerkschafter: »Don't work too much«.

Das »Activity Programm« hemmt auch einen systematischen methodischen Unterricht; denn das Formale tritt vollständig in den Hintergrund, im Vordergrund stehen

die Sachen. Dr. Linton sieht diese Schwierigkeit auch, tut sie aber mit der Bemerkung ab: im neuen Unterricht würden eben Kenntnisse vermittelt, die für das Kind wesentlich seien und nicht für irgendeine Autorität.

Die Resultate im praktischen Leben und in den High Schools seien an drei Beispielen gezeigt:

1. Der Amerikaner beherrscht keine Fremdsprachen, obwohl er in der High School Deutsch, Französisch und evtl. auch Spanisch gelernt hat. Einige Amerikaner erzählten, wie sie in Mexiko versucht hätten, auf Spanisch eine Tasse Kaffee zu bestellen. Es hätte sie aber niemand verstanden. — Die Amerikaner finden dies furchtbar lustig. Ihre Französischkenntnisse pflegen sie gewöhnlich mit dem Satz »Comment allez-vous? zu beweisen. Es ließ sich aber je weilen erst nach dem vierten Sprechversuch erraten, was sie meinten.

2. In der Schweiz ist es üblich, daß Servier- und Kassenpersonal einfache Additionen im Kopf ausführen. In Amerika benötigen sie eine Rechenmaschine oder einen Block, um die Addition 20 plus 25 zu lösen. Dies ist nicht verwunderlich; denn der Rechenunterricht wird schon auf der Primarschulstufe auf dem Prinzip der Selbsttätigkeit durchgeführt. Im Deckel jedes Rechenbuches ist ein Schlüssel abgedruckt für sämtliche Additionen und Subtraktionen von 0—100.

3. In der Lincoln High School in Milwaukee wohnte ich einer Eintrittsprüfung im Rechnen bei. Es war eine Klasse im neunten Schuljahr. Aus dem Prüfungsblatt waren 35 Rechnungen gedruckt, einfache schriftliche Operationen. Die 34 Schüler lösten durchschnittlich 9 Aufgaben falsch; eine Antwort lautete 4×2 ist 12! Ein einziger Schüler löste 34 Aufgaben richtig, einer 32!

»Wie kommen die Amerikaner zu einem solchen Erziehungssystem?« Die prakti-

schen Amerikaner, die in Zeitschriften und Zeitungen immer wieder sagen, das Schulwesen koste sie jährlich so und so viele Dollars, und was herauskomme, sei ungenügend.

Der Amerikaner bewegt sich eben gern in Extremen. Es scheint diese neue Methode eine Reaktion auf das alte Unterrichtssystem zu sein. Wie das ausgesehen hat, läßt sich nur aus Rudimenten aus der High School schließen. Die High School hat nämlich im allgemeinen das neue Arbeitsprinzip nicht angenommen.

Da stieß ich in der Lincoln High School in Milwaukee auf folgende Prüfungsfragen in Geschichte und Bürgerkunde:

1. Bei den letzten Wahlen in Italien haben die Kommunisten gewonnen. Antwort: Falsch oder richtig.

2. Nennt einen wichtigen Kanal am Roten Meer. Ist es der Panamakanal, der Suezkanal oder ...?

3. Fuhr Admiral Byrd zum Nord- oder zum Südpol?

4. Auf einem Prüfungsblatt steht links eine Kolonne berühmter Männer aus aller Welt, rechts eine Kolonne von Ländern. Aufgabe: In die Namenkolonne sind die richtigen Ländernamen von der Kolonne rechts einzusetzen. Eine Aufgabe für eine Klasse im zehnten Schuljahr!

Auch die Lehrbücher der Mittelschulen machen einen sehr rückständigen Eindruck.

Auf ein derart veraltetes System mußte etwas Neues folgen und natürlich — echt amerikanisch — wieder ein extremes System.

In den letzten Jahren wurde nun mit der Einführung der »Progressive Education« radikal vorgegangen: Alle Lehrer, die sich dafür einsetzten, wurden durch Beförderung zum Principal oder zum Rektor belohnt. Ich habe keinen einzigen Rektor und keinen einzigen Principal getroffen, die mir nicht von ihrer neuen, modernen Erziehung vorgeschwärmt hätten. Auch das

zentrale Erziehungsdepartement in Washington, das zwar nur beratend wirken darf, stößt ins gleiche Horn. Das Lehrerseminar der Columbia University, das als Zentrale für die Lehrerausbildung der USA. gilt, lehrt die neue Erziehung als unumstößliche Wahrheit. Jeder Principal und jeder Inspektor (Supervisor) will die altmodischen Lehrer von den neuen Methoden überzeugen.

So ist es ausgeschlossen, daß das sog. alte System noch irgendwelche Vertreter in einer Gegenpartei finden könnte. Die Opposition ist ausgeschaltet — in dem so demokratischen Amerika!

Die schlechten Resultate dieser »New Education« wurden schon geschildert. Viele Familien sparen sich darum den letzten Bissen vom Munde ab, um ihren Kindern den Besuch von Privatschulen zu ermöglichen. Diese genießen einen guten Ruf und haben ständig ein »Überangebot« an Schülern. Jeder Amerika-Schweizer, den ich getroffen habe, lobte unsere Schweizer Schulen über alle Maßen und machte sich schwere Sorgen über die Erziehung seiner Kinder in den amerikanischen Schulen.

Die Leser werden sich fragen: »Wie ist aber denn der hohe Stand der amerikanischen Wissenschaft und Technik möglich?« Der ist nur möglich, weil Amerika über eine Auswahl von 140 Millionen Menschen verfügt und weil neben den Volksschulen noch ausgezeichnete Spezialschulen bestehen.

»Wie aber war die ungeheure amerikanische Kriegsproduktion möglich?« Diese gewaltigen Erfolge sind nicht auf den Einsatz des Einzelnen zurückzuführen; die Arbeitsweise während des Krieges sei furchtbar schlampig gewesen, erzählten mir verschiedene Amerika-Schweizer. Sie war einzig möglich dank der geschickten Leitung einiger gescheiter Köpfe und dank der ungeheuren Reserven an Menschen und Material, über die Amerika verfügt.

4. Amerikanische und schweizerische Methoden.

Die amerikanischen Methoden des »Learning by doing« und der »New Education« lassen sich wohl am besten mit unserer Arbeitsschule, dem freien Unterrichtsgespräch, der Erziehung in der Freiheit und wie diese Methoden alle heißen, vergleichen. Und so drängte es einen in Amerika immer wieder dazu, auch unsere *schweizerischen Methoden* kritischer zu betrachten, besonders wenn man die Resultate dieser extrem betriebenen Methoden sah.

Ich bin zur festen Überzeugung gekommen, daß wir auch in der Schweiz alle *radikal* formulierten, methodischen Forderungen ablehnen müssen. Wir müssen sie ganz besonders ablehnen, wenn obere Instanzen verlangen sollten, daß nach dieser oder jener Methode unterrichtet werden müsse; zum guten Glück wird uns ja die methodische Freiheit durch das Gesetz gewährt. Die Resultate des methodischen Zwanges in Amerika habe ich gezeigt; bei uns dürfte es kaum so weit kommen. Wir sind alle der Meinung, daß ein Lehrer nur dann mit Erfolg unterrichten kann, wenn er von seinem Vorgehen, von seiner Methode überzeugt ist, wenn sie ein Teil seiner Persönlichkeit ist. Keine Methode darf zum Dogma erhoben werden. Wehren wir uns gegen jeden methodischen Zwang und Einführung eines Schulvogtes!

Im Zeitalter der Seelenforschung wäre es auch ganz absurd, *nach einer bestimmten Methode* unterrichten zu wollen. Jedes Kind verlangt doch ein anderes Vorgehen: Das eine müssen wir behutsam führen, das andere können wir in größerer Freiheit gewähren lassen. So kann doch nur eine Kombination *verschiedener* Methoden Erfolg versprechen. Meines Erachtens aber gewähren wir heute im allgemeinen schon zu viel Freiheit.

So glaube ich auch, daß das freie Unterrichtsgespräch höchstens als Prüfung oder

Zusammenfassung aller erarbeiteten Elemente verwendet werden kann — wenigstens auf der Primarschulstufe. — Die Vorbereitung dazu heißt aber Übung und Drill in geeigneter Form. In der Praxis wird dies wahrscheinlich auch bei uns so gehandhabt; nur die Reklameschilder lauten etwas anders.

Das Kind verlangt eben nach *Führung*. Man erzählt sich ja in Amerika den Witz, daß ein Schüler am Morgen aufgestreckt und den Lehrer gefragt habe: »Müssen wir heute wieder tun, was wir wollen?!« Prof. Probst in Basel führte einmal in einer Vorlesung im Wintersemester 46/47 den Fall eines Mädchens an, das in einer Basler Klasse mit neuzeitlichem Unterricht nicht mehr mitkam. Er versetzte dann das Kind zu einem sog. altmodischen Lehrer und meinte dazu, das Prinzip des freien Unterrichts sei für die meisten Kinder der Primarschule verfrüht. Es könne höchstens bei Lehrlingen und dann bei Studenten angewandt werden.

Der neue Unterricht bringt auch eine *ständige Unruhe* in die Klasse. Die Schulstube wird zu einem Fabriksaal. Wir erreichen damit wohl eine gewisse Beweglichkeit und Gelöstheit der Schüler — abgesehen von den Nervösen, die ja heute nicht so selten sind. Das sind aber nur Scheinerfolge.

Einer übersteigerten Betriebsamkeit folgt immer eine Abstumpfung, eine Sicherheitsmaßnahme des überlasteten Nervensystems. Man kann dies in jeder Großstadt feststellen: Die Stumpfheit der menschlichen Seele und der Sinne wird dort so stark, daß sie nur noch auf Knalleffekte reagieren. Man vergleiche z. B. die grellen Farben der amerikanischen Reklame. So ist es leicht möglich, daß ein forcierter Schulbetrieb ein Kind derart abstumpft, daß es nur noch auf starke Eindrücke reagiert. Der Lehrer wird dann zum Clown, der jeden Tag mit einem neuen Knalleffekt aufwarten muß.

Mit Betriebsamkeit unterstützen wir aber nur das allgemeine Zeitübel, *die innere Unruhe und Rastlosigkeit*.

Es kommt noch ein weiteres Übel dazu; es geht dabei um die wirtschaftliche Existenzmöglichkeit unseres Landes. Wenn wir davon abgehen, unsere Schüler mit einer soliden Grundlage für ihr künftiges Leben auszurüsten, einer soliden Grundlage an Wissen, Können und Sein, so ist unser Land nicht mehr konkurrenzfähig; denn das Kennzeichen unserer Produktion ist ja die solide Qualitätsarbeit. Ohne Qualitätsarbeiter können wir nicht mehr bestehen. Die charakterliche Vorbereitung der Qualitätsarbeiter beginnt aber schon in der Schule. Für Amerika ist dies nicht so wichtig; denn sie haben genügend Verwendung für ungelernete Arbeiter.

Sicher haben die Begründer der neuen Methode etwas Gutes gemeint. Oft werden aber diese guten Leitideen falsch verstanden. Begleiterscheinungen werden zur Hauptsache erhoben: So wird z. B. aus der Arbeitsschule, wo gearbeitet und nicht theoretisiert werden soll, ein Bastelkurs; aus dem freien, geleiteten Schülergespräch wird das »Schülergeschwätz«.

Wo liegt die Lösung? Sollen wir zur al-

ten Lernschule in ihrem abschreckenden Sinn zurückkehren? Sollen wir die neuen Methoden weiter ausbauen und verfeinern? Sollen wir nach einer neuen Methode suchen?

Einige amerikanische Lehrer sagten mir: »Ihre Einwendungen gegen unsere Methoden sind berechtigt. Aber wir bewegen uns eben gerne in Extremen. Ich glaube aber, daß wir nach einiger Zeit *den guten Mittelweg finden werden*.« Dies wird auch für unsere schweizerischen Verhältnisse Geltung besitzen: Der Mittelweg ist wieder einmal die Lösung; das eine tun und das andere nicht lassen!

Eine neue Zeit verlangt sicher auch neue Methoden. Sie verlangt aber nicht vollständig andere Methoden; denn der Mensch bleibt in seinen Grundzügen gleich. Jeder Lehrer ist darum verpflichtet, neue Richtungen genau zu prüfen, und das, was ihm geeignet scheint, zu übernehmen und mit dem alten zu verbinden. Jeder Lehrer wird etwas anders vorgehen. Auf keinen Fall aber darf Originalität oder Popularität den Ausschlag geben. Entscheidend sind die unterrichtlichen und erzieherischen Ergebnisse. Diese sind aber nicht immer leicht zu beurteilen.

VOLKSSCHULE

BEITRAG ZUR ABSTIMMUNG ÜBER DIE RECHTSCHREIBE-REFORM

*Kritische Stellungnahme zu den Reformvorschlägen in der »Schweizerischen Lehrerzeitung«
Nr. 3, 95. Jahrgang, vom 20. Januar 1950*

Von Albert Giger

II. Teil *

Der Vorschlag auf: Vereinfachte Großschreibung (nach Dr. A. Steiger) sei der amtlichen Schreibung wiederum in Wortgruppen gegenübergestellt, woraus klar er-

sichtlich wird, daß die Abweichung von Duden unbedeutend ist, also kaum eine Vereinfachung bringt, sondern neue Schwierigkeiten und damit Verwirrung.

Schreibung nach Duden:

abend — Abend

Die Vorstellungen unterbleiben *heute*

* Siehe »Schweizer Schule« Nr. 8 vom 15. August 1950.